

Schnee

Autor(en): **Voegeli, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **70 (1960)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901040>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schnee ¹⁾

Vor Zeiten lebte auf Warthenau ein Fräulein, namens Annette Uhl. Der Sitz des ehemals berühmten Geschlechts stand von Tannen umgeben auf freundlicher Anhöhe, von wo man das ganze fruchtbare Land überblicken konnte. Es war ein Kleinod, wie es längst keine mehr gibt: ein richtiges versponnenes Schlößchen. So manche Nacht sahen einsame Wanderer die Fenster hell erleuchtet; denn dort oben liebte man Feste zu feiern, die sich bis in den Morgen dehnten. So herrlich waren damals die Zeiten.

Wenn nun die flotten Kavaliers der Umgegend dem Schloßfräulein fleißig huldigten, war dies bei ihrer Schönheit nicht weiter verwunderlich. Die junge Dame lächelte jedoch nur und gab kund, daß sie noch lange Zeit hätte. Aber schon bald wurde sie von der Liebe heimgesucht; doch galt diese keinem Herrn in seidenem Hemde, sondern einem Fremdling, der das Schlößchen nur von außen kannte. Er war jung und berückend schön.

In einer Sommernacht wurde wieder einmal auf dem Schlößchen gefest. Galant drehten sich die Paare zu einer verschnörkelten Weise. Während die Jugend schwärmte, erging sich das Alter in feingesponnener Konversation, und in den Nischen wurden kleine Intrigen ausgeheckt. Die Bewohner eines benachbarten Sitzes waren mit ihren Freunden auf Besuch gekommen. Bei dieser Gelegenheit dachte der junge Anführer der Gesellschaft, seine Umgarnungskünste an der Begehrten erneut zu üben oder sie vielleicht gar endgültig zu erobern. Doch das gepuderte Köpfchen ruhte bereits selig an der Brust ihres Jünglings und hatte alle Anbeter gründlich vergessen. Unter dem Himmel einer sternhellen Nacht vernahm ihr Ohr die zärtlichsten Worte, fühlte sie die schönsten Lippen sich auf ihren Mund legen und erschauerte vor Glück. Als kreiste in ihrem Blut das süßeste aller Elexiere, so wundersam war ihr zumute.

Während im Busch ein Vogel flötete und die Liebe umging, spähte aus runzligem Gesicht ein graues Auge nach Beute. Im Silberlicht des Mondes fand es überraschend dieses Paar, das auf einer Bank umschlungen saß. Da trugen eilige Füße den alten Körper wieder zurück in die festlichen Räume, wo der zu kurz gekommene Verehrer fun-

¹⁾ Eine erste Fassung dieses Kapitels aus dem unveröffentlichten Roman *Das Schankhaus zur alten Fäbri* erschien 1942 im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung.

kelnden Auges durch den Saal pirschte, als führte er Böses im Sinn. Kaum gewahrte ihn die Ränkesüchtige, als sie höhnisch lächelnd auf ihn zuschritt, flüsternd, daß draußen unter den Bäumen etwas vor sich ginge, das ihn überraschen dürfte. Sie streifte kokett mit dem Fächer seine Wange und entschwand im Bewußtsein, ihre Aufgabe für diesen Abend trefflich erfüllt zu haben.

Aber der Eifersüchtige kam zu spät. Im Busch war die graue Sängerin entschlafen; Annette saß verträumt zwischen den blühenden Zweigen, die einen betäubenden Duft verströmten. Der Freier mußte seinen Zorn hinunterschlucken, was ihm den Abend gründlich verdarb. Zudem hielt ihn ein anderer Ärger gepackt, denn er war darauf erpicht, Widerpartner wegzuräumen, um nachher mit großer Geste und seidnem Tuch seine ritterliche Klinge zu säubern. Nun konnte er weiter nichts tun, als dem Fräulein artig die Hand küssen, wobei er sich jedoch kaltherzig vornahm, möglichst bald dafür besorgt zu sein, daß diese Frauenhände nicht mehr glücklich auf kostbarem Gewande ruhen würden.

Als der Herbst seine Blätter fallen ließ, wurde es still und öde auf Schlöbchen Warthenau. Die Fenster wurden zugemacht und die Läden geschlossen. Eines Nachmittags fuhr die Herrin nordwärts durchs Land, bis sie nach Sonnenuntergang jene Stadt erreichte, wo am Fluß das palastartige Gebäude stand, die Unterkunft derer von Warthenau für die unfreundliche Zeit des Jahres. Dort mochten die Feste weitergehen, und besonders die Liebe sollte nicht zu kurz kommen. Doch es war anders bestimmt. Kaum war der Mond einmal rund und wieder leer geworden, als auch schon der sausende Peitschenhieb des Schicksals fiel.

Es war in einer finsternen Nacht, als Annette auf einer Brücke ihren Geliebten erwartete. Gehüllt in einen langen Mantel, den Kopf von einer Kapuze bedeckt, harrte sie des Jünglings. Doch die festgesetzte Stunde verstrich, und auch die nächste brachte den Freund nicht herbei. Geräuschlos zogen die Wasser unter der Brücke hin, und die Lichter in den Häusern erloschen. Da ging sie nach Hause, die leeren Gassen ahnungsschwer durchwandernd, in denen es feucht und neblig war. Die Nacht verbrachte sie bangend um das Schicksal des Geliebten. Schon am nächsten Morgen, in der Frühe, fand man seinen entseelten Körper in einer Bucht des Flusses, nur wenige Schritte unterhalb des Warthenauschen Hauses.

Der unfäßbare Verlust warf sie aufs Krankenlager, wo sie lange zwischen Leben und Tod schwebte. Als nach Wochen die brennenden Fieber erloschen, war sie eine abgezehrte, hinfällige Gestalt, deren Augen tief in den Höhlen lagen, mit dünnen, glanzlosen Haaren, die Lippen vom Grauen welk geküßt.

Die Genesung schritt nur langsam vorwärts; es war eine trostlose Rückkehr ins Leben. Eines Tages wurde sie vom verschmähten Freier besucht; er brachte ein Blumengebinde, das so kostbar und herrlich war, daß Annette plötzlich ahnte, wer der Vernichter ihres Geliebten sei. Sie starrte ihm ins lächelnde Gesicht, richtete sich aus den Kissen empor, während sie mit einer Stimme sprach, die aus weiter Ferne zu kommen schien:

«Junker, ihr wißt nicht, wie sehr ich ihn geliebt habe. Nun werdet ihr von mir wohl nicht mehr verlangen, daß ich euch jemals wieder meine Hand reiche. Damit lebt wohl, Gott sei euch gnädig.»

Sie lächelte erschöpft, wandte ihr Gesicht weg und ließ den Kopf zur Seite sinken.

Den Frühling über saß sie in einem Lehnstuhl am Fenster, während es draußen sproß, blühte und duftete, und alle jungen Menschen sich verstohlen suchten. Verloren blickte sie in die Gasse hinunter, sah nach den benachbarten Häusern hinüber; die Hände strichen über die Decke, die auf ihren Knien lag, und der Blick heftete sich nur mühsam an die Dinge dieser Welt. So gingen ihre einsamen Tage dahin, wobei sie nur selten von Leuten besucht wurde, die sich nach ihrem Befinden erkundigten. Auf kurze Zeit brachte der Genesenden ein kleines Geschöpf einige Abwechslung und Freude. In ihrem Schoß lag ein feingliedriges Kätzchen, das sie aus seinen jungen Augen treuherzig anblickte. Dann fuhr wohl ab und zu ihre Hand über das Fell und ein Lächeln erwachte auf ihrem bleichen Antlitz.

Wenn die Sonne auf die Stadt schien, so wünschte Annette auf einige Stunden das Haus zu verlassen. Im Rollstuhl wurde sie dem Fluß entlang an das nahe Ufer des Sees geführt. Auf dieser kurzen Reise blickte sie verwundert um sich und sah fremd in die Gesichter der Vorübergehenden. Erst wenn man vom Pflaster der Straße auf die schönen Wege der Anlagen kam, blickte die Leidende lebhafter um sich. Wurde sie dann der weiten Wasserfläche ansichtig und nahm die fernen Berge wahr, entfuhr ihr ein glücklicher Seufzer. Bei einer Bank wurde haltgemacht, und die Magd setzte sich verdrossen neben den Rollstuhl.

Von hier aus sah die Genesende sehnsüchtig in die Ferne. Dieweilen schien die Sonne durch das Blätterdach der Bäume und warf unregelmäßige Schatten auf die Ruhenden. Hinwieder strich ein kosender Hauch daher und die Lichtflecke auf den Wegen zitterten. Die Hände im Schoß, ließ Annette sich vom Lichte erwärmen. So kehrte die Leidende allmählich in die Welt zurück.

In den langen Stunden ihres Alleinseins wurde sie nicht müde, in liebevoller Versenkung sich die Züge des Verlorenen wieder herzustellen, das Bild heraufzuholen aus der Dämmerung, wo es begraben lag. Täglich fügte sie neue Züge hinzu, schmückte es mit allen Vorzügen, deren ihre unglückliche Liebe nur fähig war. Mit tränenloser Verzweiflung rief sie sein berückendes Gesicht zurück, in seine nachdunklen Augen blickend, darin unendliche Zärtlichkeiten schlummernten. Sie vernahm seine einschmeichelnde Stimme, die so verführerisch klang, und empfand das randlose Sehnen seiner Jahre. In andächtiger Vergötterung harrte sie vor diesem Bilde. Doch ein namenloses Glück erfüllte sie, wenn sie an seine Liebesworte dachte. Dann war es, als stürze der Himmel ein, und ihre Seele erschauerte vor dem sinnbetörenden Rätsel der Schönheit.

Da diese Bilder zu sehnsüchtigem Traum verurteilt blieben, war sie gezwungen, die lebendige Liebe aufzusuchen. Fast täglich verließ sie das Haus und ging zu jenen Winkeln, wo junge Menschen Hand in Hand beieinander saßen und sich verzückt in die Augen sahen. Sie wollte die Seeligkeit auf ihren Gesichtern sehen und jene geflüsterten Worte vernehmen, die so gar nichts besagen und doch alles bedeuten. Im Innersten wund, beobachtete sie, wie die Liebenden sich aneinander schmiegt und traumbefangen auf ihrer paradiesischen Insel nichts mehr wußten von den Unvollkommenheiten des Daseins; wie sie enthoben dem Alltag, sich in Gefilden ergingen, wo nur die süßesten Melodien beheimatet sind. Diesen Glanz wollte sie sehen. Aber bald mußte sie auch die Schatten wahrnehmen. Sie hörte kalte Worte, sah Selbstsucht und mußte mit ansehen, wie Lüge, Heuchelei und Feigheit das Grab einer Neigung zu schmücken versuchten. Und sie blickte auf ihre leeren Hände, von stummem Neid erfüllt auf die dürftigsten Abfälle an Gefühlen, die jene mit vollen Händen wegwarfen. Da weinte sie ihre bittersten Tränen, und um ihre Seele legte sich der dunkelste Purpur der Schwermut.

Mit dreißig Jahren war Annette Uhl eine alte Frau. Auf ihrem Scheitel

lag Schnee, Wangen und Schläfen waren hohl, und im Herzen war es Winter geworden. Nur aus den Augen leuchtete zuweilen noch ein armer Rest früheren Glanzes. Fortan sah man ihre zierliche Gestalt nicht mehr durch die Straßen gehen. Für die Außenwelt war die kleine Herrin eine Tote, Begrabene. Man wußte nur, daß sie immer noch mit ihrer Magd zusammen hauste, diesem Geschöpf, das seine Meisterin täglich heftiger haßte. Von früh bis spät saß nun Annette in dunklen Zimmerecken; zuweilen jedoch raffte sie sich auf, durchschritt die Räume und gab mit matter Stimme Anweisungen. Aus Kommoden zog sie Schubladen heraus, blickte hinein und schloß sie wieder. Sie fand angefangene Stickereien, deren Muster sie lange betrachtete; und zuweilen griff sie nach Schalen und Dosen, oder sie entdeckte vergilbte Dinge und stockfleckige Bildchen. Vor dem grauenden Morgen stand sie jeweils auf, schlich suchend durch die Stuben und sah hinaus, wie eine Gefangene in lichtloser Vereinsamung. Wenn sie hörte, wie die Magd rumorte und die Türen zuschlug, lauschte sie mit schiefgeneigtem Kopfe, ein irres, ängstliches Lächeln auf dem Munde. Und als jene erst einmal erkannt, daß es für ihr Treiben kein Hindernis mehr gab, verbannte sie ihre Herrin in jene Zimmer, wohin noch nie eine Sonne geblickt. Sogar Sommers war es darin frostig wie in einer Zelle. Doch Annette fügte sich schweigend; denn trauriger als in ihrem Herzen konnte es nirgendwo sein.

Die Zeit ließ ihren Staub fallen und die Jahre glitten dahin. Es kamen Nächte, in denen die Einsame ruhelos und gespenstisch durchs Haus wanderte. Mit einem Leuchter pilgerte sie schlurfend durch die Räume. Das Licht fiel auf fahle Porträts, erhellte Gesichter, die scharfe ungläubige Züge hatten, und andere, die weich und unkämpferisch aussahen. Dazwischen schimmerten kleine, sorgfältige Malereien auf Elfenbein, die liebliche, schüchterne Frauenköpfe zeigten. Rätselnd ging sie von Bild zu Bild und nickte grüßend in die Grüfte hinunter. Mit träumender Melancholie las sie Schicksalswege, wobei sie manch jammernden und klagenden Laut zu vernehmen glaubte. Es war ein tristiger Ahnenbesuch. Der Leuchter schwankte in ihrer Hand und hinter dem Rücken bewegte sich ein gewaltiger Schatten, der über Möbel und Wände geisterte. Er begleitete sie die Treppen hinauf, kletterte über Bilder zur Decke und blieb wie eine unheimliche Drohung haften, wenn sie vor sich hinstarrend stillestand. Einmal begegnete sie einem Rahmen, der kein Bild enthielt, sondern an dessen

Stelle nur seltsam silbern leuchtete. Mit schnellen Schritten näherte sie sich und erblickte hinter dem Schleier von Staub ein altes Frauen-
gesicht, das sie als ihr gehörig erkannte. Von Entsetzen gepackt, wich
sie zurück und drehte sich mit einer hastigen Bewegung ab, als hätte
sie eine entsetzliche Maske erblickt. Sie hastete davon, immer wieder
den Kopf wendend, als fühlte sie sich verfolgt. Und plötzlich blies sie
ihren Atem heftig gegen die Flamme, daß diese verlöschte. Dann be-
gann ein langer Irrweg durch das nächtliche Gebäude, tastend, un-
sicher schleichend, durch Zimmer und über Treppen, bis sie gegen
Morgen in einem Winkel dieser kalten Mauern hinsank.

Eines Nachts wiederum gelangte sie in ein Zimmer, wo ein altes
Instrument stand, dessen Saiten längst nicht mehr erklingen waren.
Auf das Tafelklavier stellte sie eine brennende Kerze, deren Licht öde,
alte Staubbahnen auf dem Holz beleuchtete. Nur zögernd hob sie den
Deckel und blickte auf die weißen und schwarzen Tasten; in Sinnen
verloren, unfähig sich zu erinnern, was ihre Hände ehemals gespielt
hatten. Dann setzte sie sich und berührte schüchtern einige Tasten.
Draußen fiel seit Stunden ein senkrechter Regen, und über das Pflaster
hörte man eine verspätete Droschke holpern. Und Annette begann zu
spielen, eine Weise von seltsam magischer Tönung, ein Lied, das all-
mählich zu einer schleppenden Melodie wurde; ein Stück, dessen
Worte von dem sangen, was verwaist und hoffnungslos ist. Die Töne
schepperten und waren alt und heiser. So war das Stück, das die
Einsame spielte.

Und abermals kam ein Frühling. In der Welt schien alle Sorge er-
storben zu sein. Annette ging unruhig durch die Zimmer. Es dauerte
einige Zeit und kostete viel Aufregung, bis sie eines Nachmittags
hübsch und adrett aussah, bis jene Dinge beieinander waren, die zu
einem Spaziergang im Sonnenlicht gehören. Schüchtern und feierlich
verließ sie nach langen Jahren zum erstenmal wieder das Haus. Sie
trug dunklen Atlas, an goldenem Kettchen baumelte eine Lorgnette,
und am Arm, an langem Seidenband ein lilafarbener Beutel mit ein-
gesticktem Blumenstück. Auf dem gelichteten Haar saß ein Capot-
hütchen, dessen Bänder unter dem Kinn eine prachtvolle Masche
schlangen. So trippelte sie durch die winkligen Gassen, die im Lichte
des Mittags lagen; ein rührendes Geschöpf mit traurigen Augen. Die
Vorübergehenden lächelten über ihre veraltete Eleganz; aber nett
setzte sie die Spitze ihres Schirmes aufs Pflaster, immer geradeaus

blickend, wie jemand, der ein Ziel hat. Aber es war für sie nur wunderbarer Mai.

Am See setzte sie sich hin und beobachtete zärtlich die Menschen, die sich in der Sonne ergingen. Sie sah heitere Leute, Anmut und Sorglosigkeit; einen langen Corso, plaudernd und strahlend. Die Blätter der Büsche dufteten und durch die Bäume ging ein Flüstern. Holdselig lächelte die Natur. Auf dem Wasser glitten Barken mit singenden Menschen dahin, von irgendwo kam Musik, und ununterbrochen rieselte das Licht vom Himmel, wo die Sonne freundlich im Blauen leuchtete.

Auf der Straße erscholl Hufgeklapper und Räderrollen. Ein langer Zug von Kaleschen fuhr über das Pflaster und oben auf den Wagen thronten die Lenker des feierlichen Hochzeitzuges. Es war ein prächtiges Paar, das zur Trauung geführt wurde; aus einer Wolke von Schleiern blickte das feine unberührte Antlitz der Braut, und im zweiten Wagen saß der Bräutigam, ein hübscher junger Mensch mit charaktervollen Zügen. Gelassen trabend zogen die Pferde die Wagen vor eine lange Treppe, die zur Kirche empor führte. Von den Türmen schwang Glockengeläute, und kaum war der Zug oben angelangt, als rauschender Hymnus in den Maitag entströmte. Während auf der Empore die Feier mit jenen Klängen eingeleitet wurde, die das Herz so mächtig ergreifen, schritten die Liebenden auf den Altar zu, wo sie niederknieten. Darauf erschien der Priester im Ornat.

Im Dämmer einer Nische kauerte eine kleine müde Frauengestalt, in stumme Zwiesprache versunken mit ihrer heimgesuchten Seele. Die Gegenwart war für sie entschwunden und melancholisch zog die Vergangenheit herauf. Das Herz verweilte bei jenen seligen Stunden, die es einstmals erlebt, und ein schwelendes Sehnen erfüllte die Einsame. Doch allmählich wich die Qual einer beseligenden Ruhe. Sie hob ihr tränenfeuchtes Gesicht und blickte nach dem Altar, wo eben das Paar gesegnet wurde. Und da geschah die Verwandlung. Am Altar knieten nicht mehr zwei fremde Menschen, sondern sie selber war dort, an der Seite ihres Erwählten, der wohl längst abgeschieden, nun aber zurück gekommen war, um für immer an ihrer Seite zu verweilen und ihr seine Gedanken und Träume zu erzählen. Dies war die verspätete trauervolle Hochzeit Annette Uhls von Warthenau mit ihrem toten Geliebten.

So war endlich das Glück gekommen und würde nun für immer

bleiben. Das Tor war zu, ihr armes, kahles Leben beendet; ein wundersamer Weg konnte beginnen. In dieser sakralen Stunde empfing sie die Weihe und wurde zum Kind.

Äußerlich sank sie zur Bettlerin herab und wurde ein verwahrlostes Weib, das den Blick zum Wegwenden zwang. Und nun kamen die Raben, die hungrigen; sie kamen angeflogen, wie sie jedes winterliche Menschenleben anfliegen und nach Rabenart bestehlen. Sie durchwühlten die Schubladen, zerrten das Linnen aus den Schränken, und schließlich räuberten sie die Zimmer leer. Annette strich die schwarzen Gefieder mit kosender Hand; selbst die heiseren Laute schienen ihr nicht mißtönend zu sein. Und als die dunklen Gestalten wieder verschwunden, weil das Feld kahl geworden war, da schrieb sie ihnen rührende Briefe, daß sie leider nichts mehr geben könne. Und sie wünschte ihnen dazu alles, was ein gütiger Gott zu vergeben hat.

In der Christnacht saß sie in ihrem Salon. Reinen und gläubigen Auges blickte sie in den dürftigen Glanz eines Tännchens, auf dessen Zweigen weder Flitter noch bunte Glaskugeln waren, in denen sich die Lichter spiegeln konnten. Aber sie nahm diese Armut nicht mehr wahr. Sie fühlte nur eine heilige Ruhe, und ergeben betrachtete sie die dünnen Kerzchen, die so winzige Flämmchen hatten. An ihren mageren Fingern trug sie die letzten Ringe und an einem Ohr pendelte ein Schmuckstück, dessen Pendant die Raben mitgenommen. Eine weiße Strähne hatte sich in ihre Stirne geschlichen, was ihr das Aussehen einer Bettlerin gab, die in ein verlassenes Haus geraten ist. Annette begann zu flüstern, als spräche sie mit einer unsichtbaren Gestalt. Jeden Satz schloß sie mit verzücktem Lächeln. An einem Zweig wurden die Nadeln versengt und aromatisch erfüllte jener süße Duft das Zimmer, der jedes Gemüt so traumselig stimmt. Draußen lag weißer Schneeglantz; es herrschte eine eisige Winterruhe und in den Straßen war es still. Aus den Fenstern der Nachbarhäuser schimmerte Traulichkeit. Die Hände gefaltet, feierte Annette dieses Fest zuende, bis das letzte Kerzchen verglomm.

Sie starb in derselben Nacht. Sie war allein im Hause. Mit einem müden Seufzer verlöschte und entsank sie in die grenzenlose Leere. Draußen lag die weiße Nacht und der Fluß zog finster und schweigend durch die Landschaft.

Dies ist die Geschichte der Annette Uhl von Warthenau.

Und wenn ihr zwei Menschen erblickt, die sich zugetan sind, so bedenkt, daß es unser Paar sein könnte, das wiedergekommen ist; denn für die große Liebe gibt es niemals ein Ende. Nur liegen immer wieder Schnee und Tod dazwischen.

Max Voegeli